

The background of the cover is a vibrant, abstract painting. It depicts a cityscape with a prominent bridge on the left side. The buildings are rendered with thick, expressive brushstrokes in shades of purple, blue, and brown. The foreground is dominated by swirling, textured waves of blue and white, suggesting water. The overall style is expressive and modern.

Daniela Engist

Mein Basel
Die bewegte Stadt

8 grad

Daniela Engist
Mein Basel

8 grad



Daniela Engist

Mein Basel

Die bewegte Stadt

8 grad verlag Freiburg



Inhalt

- 7 Die Drachenstadt
- 17 Grenzgänger
- 31 Wünsch dir was
- 39 Kinetische Energie
- 49 Im Fluss
- 57 Die Würde des Menschen I
- 67 Die Bibliothek des Engels
- 71 Lilian oder die Würde des Menschen II
- 81 Die schwarze und die weiße Kunst
- 89 Die Grenzen meiner Sprache
- 99 Der Turmbau zu Basel
- 109 Die Liebe zu Basel
- 119 Störung
- 123 Frauenfragen
- 129 Mengenlehre
- 137 Zwischennutzung
- 147 Im Reich der Fantasie
- 159 Bewegung und Stillstand

- 165 Dank

»In Basel
ist alles
anders.«

Max Frisch

Die Drachenstadt

In den Zeiten, in denen noch nicht alles bereist, beschrieben und im Internet war, schrieb man auf die weißen Flecken der Weltkarte »Hier wohnen Drachen«. Ob das nun eine Warnung sein sollte, diese Orte nur ja nie zu betreten, oder eine Erklärung dafür, warum noch nie ein Mensch zuvor dort gewesen war, lässt sich schwer sagen. Vielleicht ist so ein weißer Fleck auch einfach nur die einzig mögliche Wohnstätte für Fantasiewesen, denn sobald einer einmal einen Fuß in eine Gegend gesetzt hat und als halbwegs glaubwürdiger Reiseberichterstatter daraus zurückgekehrt ist und sich anschickt, die sogenannte Wahrheit über den Ort zu verbreiten, an dem er gewesen war, muss alles Zauberhafte daraus verschwinden. Benannt, gebannt.

Wenn wir uns heute zu einem Ort aufmachen, haben wir meistens schon Bilder im Kopf, Bilder, die sich geformt haben aus dem, was andere uns erzählten, in Büchern, Filmen, in Reiseführern, auf einem Blog oder bei einem Abendessen. Wohin fahrt ihr? Wart ihr schon mal? Wir waren in. Da wollten wir schon immer mal. Egal, wo man hinwill, immer war schon mal einer da. Und die, die schon mal da waren, haben so viel gesehen und besungen und beschrieben – es ist alles gesagt, könnte man meinen.

Warum also noch ein Buch über Basel?

Ein Blick kann alles verwandeln. In Stein oder in Liebe. Wer einen Blick riskiert, bleibt nicht gleichgültig. Wer hinschaut, nimmt ein Bild in sich auf und fügt es ein in sein

Weltbild. Es gibt Weltbilder, die sind festgefügt, als wären sie aus Beton, sie funktionieren nach dem Prinzip der Bestätigung des Erwartbaren. Alles, was nicht dazu passt, prallt davon ab, und es gibt Weltbilder, die sind wie Wasser, fließend, wandelbar und immer neu.

Hüte dich vor dem Blick des Basilisken, der alles zu Stein werden lässt! Mit Klauen und Schuppenschwanz umklammert er das Stadtwappen von Basel und beobachtet die Vorübergehenden. Es ist Mittag. Das Kleinbasler Rheinufer ist voller Menschen. Frauen mit kleinen Kindern und Coffee-to-go, Studenten mit Eis und Handy in der Hand, oder sind es Schüler? Je älter ich werde, desto schwerer fällt es mir, das Alter von Menschen zu schätzen, die jünger sind als ich. Geschäftsleute mit Sonnenbrillen schlendern vorbei, die Hände in den Taschen. Eine Gruppe Bartträger präsentiert das Ergebnis des Wintertrainings im Fitnessstudio in engen Tanktops und beschallt das Ufer mit Rapmusik, jemand bellt harte französische Worte, als müsste er der Sprache alles Romantische austreiben. Leise mischt sich Reggae darunter, ein alter Mann schiebt ein Fahrrad mit Anhänger, in dem sind seine Habseligkeiten und ein Bluetooth-Lautsprecher. Die Reggae-Musik wird lauter. Der Alte segelt unter voller Beflagung, zwei Schweizer Fahnen und zwei Basel-Fahnen wippen am Anhänger. Der Mann sieht abgerissen aus, grauer, langer Bart, die Musik gibt ihm einen wippenden Schritt. Die Reggae-Musik wippt vorbei. Der französische Rapper erobert den Luftraum zurück. Auf der anderen Seite des Flusses die Umrisse des Münsters im Gegenlicht. Ich muss blinzeln. Der Basilisk blinzelt nicht. Wie auch? Ist sein Auge doch nur ein weißer Farbleck mit schwarzem Punkt auf einer flaschengrünen Bronzefigur, die einen Hahnenkopf trägt, der auf einem pelzigen Schwanenkörper mit Hautflügeln und Schlangenschwanz sitzt. Ein drohender Schwan, wie die, die jetzt im Frühling auf dem Rhein herumschwimmen und sich aufbäumen und die

Kanufahrer anfauchen, wenn sie ihren Jungen zu nahe kommen. So ein fauchender Schwan kann einem das Blut in den Adern gefrieren lassen. Der Basilisk kann nicht fauchen, ein Wasserstutzen verstopft ihm den Schnabel, der dünne Strahl daraus plätschert in ein gusseisernes Becken.

»In Basel speien die Drachen Wasser«, sage ich. Ich habe die Seiten gewechselt, stehe mit meinem alten Kollegen Beat auf der Münsterpfalz über dem Rhein. Großbasel. Beat wieg den Kopf hin und her. Ein Basilisk sei genau genommen kein Drache, sondern eine Kreuzung aus Hahn und Schlange, sagt er, als wäre das eine zoologische Tatsache. Dabei zerbrachen sich doch bereits die Hofzoologen des Kaisers von Mandala bei Michael Ende die Köpfe, wie denn ein ordentlicher Drache überhaupt auszusehen hätte, und es gab am Schluss genauso viele Drachenbeschreibungen wie Schriftgelehrte.

Beat hat mir gerade von den Besonderheiten der Basler Typografie erzählt, sein Steckenpferd. Die klare Formensprache, die strenge Reduzierung, das teile man mit der Schweizer Grafik allgemein, aber der weitgehende Verzicht auf Farbe, da könne man geradezu von einem Basler Stil sprechen. Schwarz und weiß. »Wie das Basler Wappen«, sage ich und zeige auf die Fahne, die an der Ecke der Terrasse aufgezogen im Wind steht, ein schwarzer Bischofsstab auf weißem Grund, schnörkellos, anders als der auf dem Basiliskenbrunnen. Beat stutzt für einen Moment, es wirkt, als ob sich diese Verbindung zum ersten Mal in seinem Kopf herstellt, aber er lässt sie sofort gelten wie eine Wahrheit, die immer schon offen dalag und trotzdem nicht gesehen wurde. »Jä, jä«, murmelt er nur.

Wir treten an die Brüstung und lassen den Blick schweifen. Ich bleibe an den Hochhäusern hängen, die vor allem jenseits des Rheins in den Himmel gewachsen sind. Als ich vor über zwanzig Jahren nach Basel zum Arbeiten kam, stand noch nicht einmal der Messeturm. Es gab nur eine Baugrube. Hier entstehe das höchste Gebäude der Schweiz, raunten mir

die Kollegen damals zu, und in dem Raunen vermischten sich Stolz und Abscheu. Heute besitzt die Stadt fast schon so etwas wie eine Skyline. Es dominieren die Farben Schwarz und Weiß. Ich frage mich, ob ein Grafiker daraus schon eine Bildmarke gemacht hat, die sich auf T-Shirts, Taschen und Tassen vermarkten ließe, spreche den Gedanken aber nicht aus. Beat ist ganz woanders. Er zitiert Max Frisch. »Die beglückende Ahnung von flandrischem Himmel«. Frisch war natürlich auch schon hier, mit den Füßen auf der Münsterpfalz und dem Kopf in den Wolken.

Wenn man sich anschickt, etwas zu erzählen, dann hat das immer zwei Seiten. Man stellt den Gegenstand dar und gibt etwas über sich selbst preis. Es entsteht eine wechselseitige Beziehung zwischen Betrachter und Betrachtetem – mal adelt der eine das andere, mal ist es umgekehrt.

Solange ein Schriftsteller ein unbekannter Hallodri ist, wird er gerne und unermüdlich darauf verweisen, dass er einmal zum Beispiel in Paris oder New York gelebt habe, vielleicht auch in Berlin, und sei es nur für ein paar Wochen oder Monate, damit etwas vom Glanz der Metropolen auf ihn falle und er seine Weltläufigkeit beweise. Gerne finden diese Orte dann auch Eingang in sein Werk. Das Dorf, aus dem er stammt, oder die Kleinstadt, in der er die Schule besuchte, oder das günstige Hotel, in dem ihn die Stadtbibliothek des Mittelstädtchens auf seiner ersten Lesereise, die aus zwei Stationen bestand, untergebracht hatte, finden eher keine Erwähnung. Höchstens im Spätwerk, wenn er nicht mehr weiß, was er noch alles erzählen soll. Ist er aber ein berühmter Dichterstürz geworden, dann kehrt sich das Verhältnis um und Dorf und Kleinstadt und die Stadtbibliothek und das Hotel im Mittelstädtchen bringen, wenn sie nicht gleich Straßen, Plätze, Schulen nach ihm benennen, Hinweisschilder an, wie: Hier wurde geboren. Hier wohnte. Hier weilte. Hier schlief. Hier stand.

Möchte ein Verlag ein Buch über einen Ort auflegen, ist der erste marktwirtschaftliche Reflex sicherlich der, den bekanntesten lebenden Schriftsteller der Gegend dafür zu rekrutieren, auf dass der Glanz des berühmten Mannes auf die Stadt seiner Herkunft oder doch zumindest Wahlheimat falle und sich mindestens die Erstauflage wie von selbst verkaufe. Hans-Jörg Schneider kommt einem vielleicht in den Sinn, dessen Bücher voller Basel und Basel-Erinnerungen stecken. Oder Alain Claude Sulzer, der hat bereits ein Basel-Porträt vorgelegt. Wie heikel ein solches Unterfangen selbst für einheimische Schriftstellerinnen und Schriftsteller sein kann, zeigt sich in Leserinnenkommentaren wie diesem, der von einer Rezensionsplattform stammt: Sie vermisste ein paar essenzielle Dinge in diesem Basel-Buch, wie etwa die Erwähnung des Tennisspielers Roger Federer, und der Autor verrate bereits im ersten baseldeutschen Satz, den er verwende, dass seine Wiege in Riehen (einer der Landgemeinden des Kantons Basel-Stadt und im Prinzip ein Stadtteil) und somit näher beim deutschen Lörrach stand ...

Muss man in einer Stadt geboren sein, aufgewachsen sein oder gewohnt haben, um über sie schreiben zu können? Die Annäherung von außen ist ein Wagnis. Aber ist nicht jede Art von Annäherung ein Wagnis? Jedes Porträt ist eine Annäherung, eine Aneignung. Das angeblich Sichtbare, was da beschrieben wird, ist ein buntes Gemenge des Gesehenen mit Ergänzungen äußerer und innerer Art, Gefühlsreaktionen, Schätzungen. Man verknüpft und zieht Vergleiche mit Umgebungen und Umgebendem. Das Porträtierte ist dem Porträtierenden ein fluktuierender Komplex von Eindrücken aller Sinne und seelischen Assoziationen, von Sympathien und Antipathien, von Urteilen und Vorurteilen, Erinnerungen und Hoffnungen. Der Begriff »Porträt« kommt von lateinisch *protrahere*, herausziehen – also das Nichtsichtbare sichtbar machen.

Darf eine Deutsche über eine Schweizer Stadt schreiben? Darf eine Freiburgerin über Basel schreiben? Darf, darf, darf. Warum denke ich in diesen Grenzkategorien? Skrupel. Reflexhaft. Dass ich Deutsche bin, steht in meinem Pass. Dass ich in Freiburg wohne auch. Aber aufgewachsen bin ich in der Nähe von Stuttgart, in Schwäbisch Gmünd und in Ruppertshofen. Könnte ich also mit voller Legitimation über die baden-württembergische Landeshauptstadt schreiben oder die mittelgroße Stauferstadt an der Rems oder über mein Heimatdorf auf der Frickenhofer Höhe, wo ich seit über dreißig Jahren nicht mehr lebe? Oder über Freiburg, wo ich nicht aufgewachsen bin, sondern studiert habe und danach dreizehn Jahre lang hauptsächlich zum Schlafen war? Bin ich überhaupt eine Freiburgerin? Könnte man fragen. Und doch. Sie alle sind meine Orte, Ruppertshofen, Schwäbisch Gmünd, Stuttgart, Freiburg und Basel. Es gibt noch ein paar andere Orte, die mir gehören, London zum Beispiel (aber das ist eine andere Geschichte). Und dem Schriftsteller-Hallodri, genau wie dem Dichturfürsten, gehören selbstverständlich auch Paris und New York und vielleicht sogar Berlin.

Basel ist meine Stadt. Meine Schweizer Stadt. Meine. Das würde ich über keine andere Schweizer Stadt sagen. Und ja, für mich ist es eine Schweizer Stadt, einfach weil es eine Stadt in der Schweiz ist, auch wenn sich die Basler im Zweifelsfall gar nicht als Eidgenossen sehen, auf keinen Fall aber als typische Schweizer, also wehrhafte, praktisch veranlagte und autarke Inselbewohner – so in etwa die weitgehend realitätsferne Wunschvorstellung der recht konservativen Volksparteiler, die in Basel übrigens rein gar nichts zu melden haben. »Basel tickt anders«. Mit diesem Slogan hat sich die Stadt lange selbst beworben. Manchen geht der Spruch auf den Keks, das liegt vielleicht auch daran, weil »anders« für sich genommen keine Aussagekraft hat. Anders als wer oder was? Inwiefern anders? Auf keinen Fall ist dieses Anderssein als Arroganz

auszulegen. Wer so denkt, zeigt nur, dass er die Baslerinnen und Basler überhaupt nicht verstanden hat.

Warum ist Basel meine Stadt? Ich habe hier dreizehn Jahre lang gearbeitet. Vermutlich habe ich in diesen dreizehn Jahren mehr wache Zeit in Basel verbracht als an jedem anderen Ort der Welt, auch wenn ich viel für meine Firmen geschäftlich unterwegs war. Die beiden Konzerne, an deren Hauptsitzen in Basel ich tätig war, hätten trotz aller strukturbedingter Ähnlichkeiten nicht unterschiedlicher sein können. Zumindest habe ich sie vollkommen unterschiedlich erlebt. Die eine seit über hundert Jahren aufs Tiefste verwurzelt am Rheinknie, die andere ein fusionierter Wanderzirkus, der zufällig an einem Ort sesshaft geworden ist, an dem sich die äußeren Standortbedingungen als besonders günstig erwiesen haben.

Es heißt, die Herkunft prägt einen Menschen. Das ist wohl wahr. Aber genauso wie nicht die Kindheit an allem schuld ist und auch nicht die Eltern, sondern wir immer wieder neu geprägt werden, von den Menschen, auf die wir treffen, mit denen wir uns umgeben, mit denen wir ein Wegstück gehen, werden wir auch geprägt von den Orten, an die wir uns begeben. Sie werden Teil von uns, nicht zuletzt, weil sie in uns neu entstehen. Mein Basel ist nicht das Basel von Beat, auch nicht das von Frisch (der sowieso Zürcher war) oder Sulzer oder Schneider. Ich sehe was, was du nicht siehst.

Als ich zum ersten Mal in die Stadt kam, war mein Bild ein anderes als vor zehn Jahren oder als es heute ist. Es bestand aus einer weißen mentalen Landkarte mit undifferenzierten Vorurteilsflecken. Mit der Zeit bildeten sich Erfahrungseinseln, die sich ausdehnten und verbanden. Die Gegenden, in denen Drachen wohnen, sind heute aus meinem Basel weitgehend verschwunden. Das heißt aber nicht, dass mein Basel-Bild in Stein gemeißelt ist. Es ist im Wandel und changiert bei jeder Begegnung, immer wieder erhält es neue Impulse. Wie man etwas sieht und was man überhaupt wahrnimmt, hängt

von verschiedenen inneren und äußeren Faktoren ab. Die eine Hälfte bringt man mit – die eigene Erfahrung, das Wissen, die momentane Stimmung –, die andere Hälfte ergibt sich durch die Sichtweise derer, mit denen man geht oder von denen man sich führen lässt. Meine Freundin Sonja Maria zum Beispiel, die in Kleinbasel als Fotografin lebt, als Künstlerin, aber auch als Mutter, als Frau, hat ihre eigenen Perspektiven auf die Stadt, und wenn wir miteinander herumspazieren und zusammen den Blick schweifen lassen, entdecke nicht nur ich neue Dinge in »ihrer« Stadt.

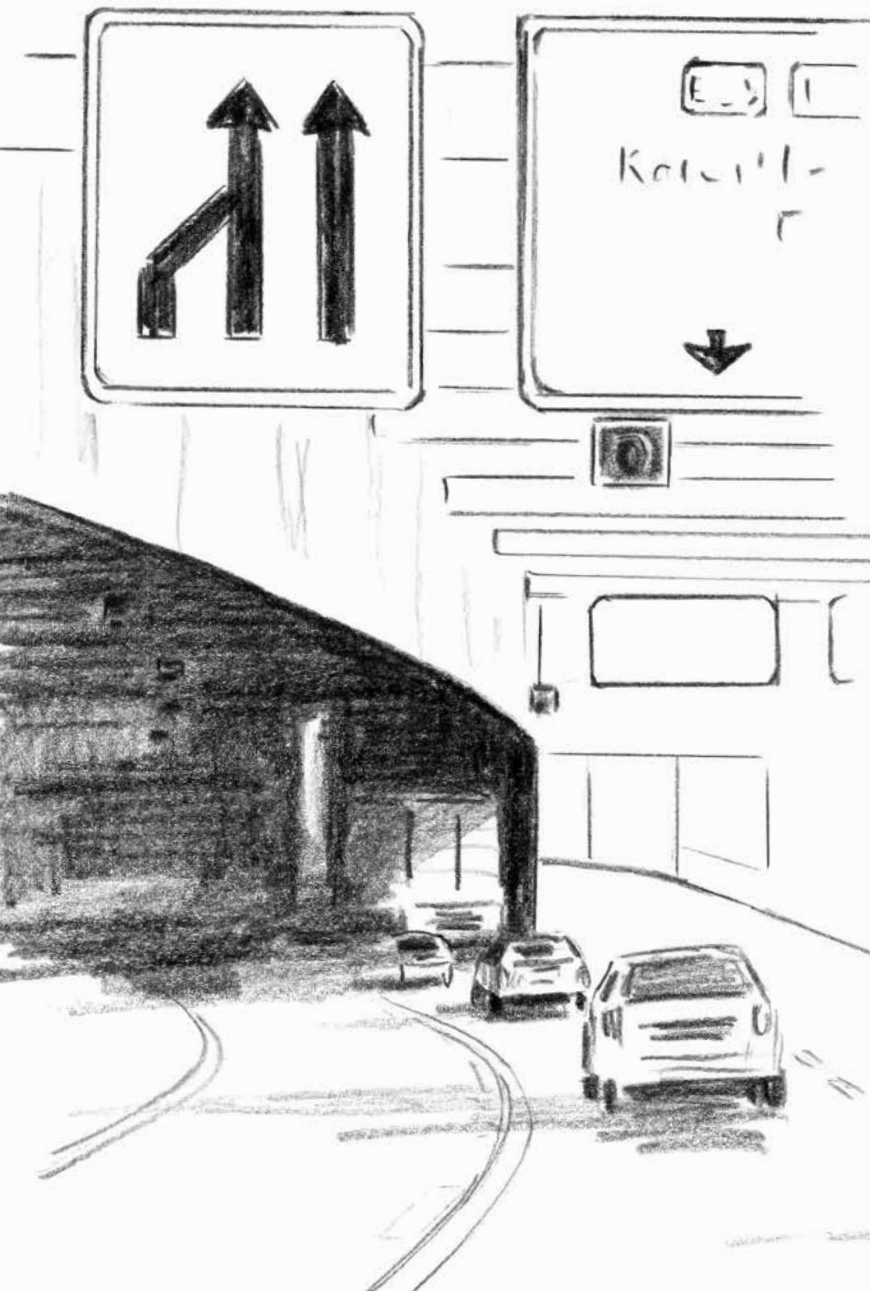
Und auch innere Prozesse können den Blick auf einen Ort verändern, vielleicht erklären, manchmal schärfen. Nachdem ich Basel damals als Arbeitsstätte verlassen hatte, war ich noch lange Zeit fast täglich dort – in der Fantasie, in der Erinnerung –, obwohl ich physisch an einem Schreibtisch in Freiburg saß. Die Stadt in ihrer Grenzlage und als Tor zur globalisierten Welt spielt eine wichtige Rolle in meinem Debütroman. Es ist kein Basel-Roman, da gibt es andere, aber der Roman wäre ein anderer geworden, wenn er nicht in Basel spielen würde.

Schreiben ist ein Erkenntnismittel. Was ich erst beim Schreiben entdeckt habe: wie nah meine restprietistische Sozialisation, die ich selbstredend dem Helden meines Romans, Harald Klein, untergeschoben habe, an der Basler Mentalität liegt. Zwischen den Baslern, Harald und mir gibt es eine Art Seelenverwandtschaft. Wir alle teilen uns einen bescheidenen, leicht schambesetzten Größenwahn. Mein Geburtsname, Berroth, ist ein Hugenotten-Name. In Basel wimmelt es nur so von Hugenotten-Namen. Es ist vermutlich kein Zufall, dass mich die Schönheit der Stadt beeindruckt und beruhigt, der zurückhaltende Reichtum, das Aufgeräumte, die Kunstaffinität, das bürgerliche Engagement, das gleichzeitige Bewahren von Traditionen und Fördern von Neuem, auch Subversivem, Unverständlichem. Und dann gibt es dieses Nebeneinander

von Winkelgassen und Hochhäusern, von Historie und Moderne, was mir auch an London so gut gefällt. Und die Offenheit. Und das Wasser.

Die literarische Annäherung an einen Ort ist immer auch eine Auseinandersetzung mit sich selbst. Anders als ein Reiseführer hat sie keinen Anspruch auf Faktentreue und Vollständigkeit. Anders als das Stadtmarketing verfolgt sie keine Absichten. Literatur bricht Erwartungen. Sie ist subjektiv, fragmentarisch, unabgeschlossen und immer ein bisschen zusammengelogen. Im besten Fall kann man sie genau deshalb mit Gewinn lesen.

»Fast alle Schriftsteller sind Größenwahnsinnig«, sagt Ernst-Wilhelm Händler. Schriftstellerinnen auch. Während Beat Frischs Tagebucheintrag aus dem Kopf zitiert: »[...] das plötzliche Gefühl von fremder Stadt, der Rhein, wie er in silbernem Bogen hinauszieht, unser Verlangen nach Wasser, das uns verbindet mit allen Küsten dieser Erde [...]«, verwandle ich mich probeweise in einen Mann mit schwarzer Hornbrille, die Hände in den Hosentaschen, rauchend. Und alle Skrupel fallen von mir ab.



Grenzgänger

Dann geh doch in die Schweiz, sagten sie zu mir. Da brauchen sie solche wie dich. In Basel gibt es große, internationale Firmen mit Abteilungen, in denen Menschen wie du unterkommen und ein gutes Auskommen finden können. Menschen wie ich. Das sind Menschen, die bei der Wahl ihrer Studienfächer ihrer Neigung und weniger der Nützlichkeit gefolgt sind und am Ende nichts können außer ein bisschen besser zuhören und ein bisschen besser schreiben als andere. Denken vielleicht noch. Nach meinem Magisterabschluss in Germanistik und Anglistik, den ich wohlweislich einem direkt in den Schuldienst mündenden Staatsexamen vorgezogen hatte, nicht nur zu meinem eigenen psychosozialen Wohl, sondern auch dem aller potenziellen zukünftigen Schüler, schaute ich ein wenig ratlos auf das je nach Blickrichtung eng begrenzte oder unbegrenzte Feld der beruflichen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten. Auch die anschließende Promotion in der Linguistik änderte daran nichts, nur dass ich mir nun sicher war, keine akademische Laufbahn verfolgen zu wollen.

Dann geh doch in die Schweiz.

Die werden gerade auf mich gewartet haben. Die Schweizer. Das waren in meiner Vorstellung genau zwei Personen, der Onkel Louis und die Tante Emmi aus Zürich, auch genannt »der Lui« und »das Emmi«. Er trug gelbseidene Hemden mit Wappenmuster und helle Anzüge, sie erschien stets im knielangen Kostüm und in Lackschuhen mit breitem Absatz für die Bodenständigkeit. Erscheinungshäufigkeit selten, nur zu hohen familiären Feierlichkeiten der Großelterngeneration.

In ihrer weißen Limousine verließen sie den Zürichsee, setzten mit der Autofähre über den Bodensee und hielten auf Stuttgart zu, um dann irgendwann in die schwäbische Provinz abzubiegen, wo sie viel Aufsehen erregt hätten, wenn es Passanten auf der Dorfstraße gegeben hätte. Gab es aber nicht, und so blieb das Aufsehen auf den Kreis der Familie beschränkt, wo man sich eifersüchtig darum bemühte, einen möglichst großen Anteil der meist kurz bemessenen Besuchszeit abzubekommen. In meiner Erinnerung waren die Schweizer weißhaarig, perfekt frisiert und alterslos, sie lächelten freundlich, und ich verstand kein Wort von dem, was sie sprachen. Ich würde jetzt gerne schreiben: Sie schenkten mir Schokolade. Aber ich erinnere mich nicht.

Grenzen sind auf Landkarten und in Köpfen. Manchmal haben Kartengrenzen eine mentale Repräsentation in unserem Bewusstsein, manchmal nicht. Wenn ich heute mit meinen Kindern nach Frankreich, ins Elsass fahre und sage, hier war früher die Grenze, wie Erwachsene das zum Leidwesen der Kinder gerne tun, sagen, was oder wie es früher war, dann schauen sie mich zweifelnd an, als ob ich sagen würde, früher gab es hier Drachen. Mama, wen interessiert's? Wir leben in einer Grenzregion ohne sichtbare Grenzen. Aber wenn wir bei Basel über die Grenze fahren, vorbei an Lastwagen, und uns im Schrittempo in die richtige Verkehrsleitkegelgasse »mit Vignette« einreihen, drehen wir auch heute noch die Musik leiser, und während ich Ausschau halte, ob ausnahmsweise einer der Grenzer mit sehr neutralem Gesichtsausdruck in seiner dunkelblauen Uniformjacke mit den extrabreiten Schultern und der kugelsicheren Weste außerhalb seines Häuschens steht, streift mich jedes Mal der Gedanke, dass ich die Kinder gar nicht ausweisen könnte, wenn jemand fragen würde, weil sie im Alltag keine Ausweispapiere mit sich herumtragen, denn, was man nicht dabei hat, kann man nicht verlieren. Dieser vage Gedanke wird verdrängt von dem durch jahrzehntelange

empirische Erfahrung gestützten Glaubenssatz, mit einem Freiburger Nummernschild werde man sowieso nicht kontrolliert. Wir gehören halt doch dazu, denke ich dann. Genauso wie die Lörracher mit ihrem LÖ auf dem Autokennzeichen. Alles Alemannen. Dreiländereck. Aber da haben wir schon wieder Gas gegeben und befinden uns auf der vielspurigen Stadtautobahn, auf der die meisten Reisenden vorbei an Basel fahren, nach Zürich, nach Bern, nach Luzern oder gleich zum Gotthardtunnel und wieder raus aus der Schweiz.

Diese Stadtautobahn ist ein mächtiges Bauwerk, das teils auf Betonstelen steht und teils unterirdisch verläuft und so Aus- und Einblicke auf die Stadt gewährt, die bei den Durchfahrenden ein trügerisches Bild hinterlässt. Was man sieht, ist ein weitläufiges Industrie-panorama, Fabrikhallen, Bürotürme, Schornsteine und Wasserdampffahnen im Himmel, und schon verschwindet die Fahrbahn in einem sechsspurigen Tunnel mit Zufahrten und Abfahrten, dass einem schwindelig werden kann. Zurück an der Erdoberfläche erreicht man im Schatten der Roche-Türme die Schwarzwaldbrücke, wo, wenn der Verkehr es zuließe, bei der Rheinüberquerung ein kurzer Blick aufs Münster zu erhaschen wäre, aber da wartet schon die Verzweigung Hagnau, ein Straßengewirr, das von oben betrachtet aussieht, als hätte jemand riesenhafte Notenschlüssel übereinandergeworfen.

Früher dachte ich deshalb, Basel sei eine hässliche Industriestadt. Und dann dachte ich eine Weile, die Basler wollten unbedingt das Geheimnis wahren, wie schön ihre Stadt ist, und möglichst viele Leute möglichst weit draußen aus der Innenstadt halten. Aber irgendwann haben sie dann ein hundert Quadratmeter großes Plakat aufgehängt, an einer Hochhausfassade kurz nach dem Grenzübergang, das ein Postkartenbild von Münster, Pfalz und Rhein zeigte. »Visit Basel«, stand darauf.

Dann geh' doch in die Schweiz.

Meine Bewerbungsmappe landete auf dem Schreibtisch des Kommunikationschefs von Roche und führte zu einer Einladung zum Vorstellungsgespräch mit zwei freundlichen Herren, die sich als Redaktoren der hauseigenen Roche-Nachrichten vorstellten, von denen der eine tatsächlich ein seidenes Hemd trug, allerdings dezent in Dunkelgrau gehalten. Nach einer umständlichen Anmeldeprozedur an der Pforte, die dort Porte hieß, führten mich die beiden offensichtlich mit größtem Vergnügen in die Kantine. Dort gab es schwarz gekleidete Kellner und weiße Tischdecken und Stoffservietten und ein Nachtschibuffet. Ich machte große Augen, wir redeten über Literatur, und ich verstand jedes Wort. Sie seien Basler, sagten sie, als ob das etwas erklären würde. Sie hießen Marcus und Peter. Wir duzten uns und ich unterschrieb einen Arbeitsvertrag. Dass das die Direktionskantine gewesen war, wurde mir erst später klar.

Haben Sie schon mal versucht, einem Amerikaner den Übergang von Siezen zu Duzen zu erklären? »Can I say you to you?«, fragte mein Kollege Marty aus New York. Wir finden im gleichen Jahr in der Grenzacherstraße an. Konzernleitungsbau. Waren praktisch Büronachbarn. Nur dass ich ein Corporate Rookie war und Marty knapp zwanzig Jahre Roche-Vorsprung hatte. Basel-Rookies waren wir beide. Er brachte seinen schweren Roche-USA-Rucksack mit und ich ein Rollköfferchen mit akademischer und journalistischer Erfahrung. Er sei einst eher zufällig in die Unternehmenswelt geraten, erzählte er gerne. Habe eigentlich von einer Schreibkarriere geträumt, New York Times vielleicht. Während er in Woodstock gefeiert habe und nicht lange danach durch Europa getourt sei, habe nichts ferner gelegen als Big Pharma und die Schweiz. Und Basel. Man hatte ihn als eine Art Verbindungsoffizier vom Hudson an den Rhein berufen mit einer schier pharaonischen Aufgabe, in etwa so wie die Vereinigung Ober- und Unterägyptens: Er sollte helfen, den

transatlantischen Roche-Dualismus zwischen der Zentrale in Basel und der stolzen amerikanischen Niederlassung in Nutley zu überwinden. Mir als Großkonzern-Rookie erschien das alles schleierhaft. Was ich verstand: Das war nun also ein Expat, einer dieser hochqualifizierten Stadtbewohner auf Zeit mit Arbeitsvertrag im Ausland. Nach Basel lockt man sie mit unschlagbaren Standortvorteilen: Rheinschwimmen, saubere, sichere Straßen und dem Versprechen, dass sie Englisch sprechen dürfen. Dann geh' doch in die Schweiz!

»Can you say you to me?«

»Ja, klar.«

»So, what's the difference?«

»Well, *Sie* is polite. Höflichkeitsform.«

»If I call you *Du*, I'm not being polite?«

Doch, aber mit weniger Distanz. Irgendwie. Also wer ist zu wem wie und warum höflich und wann und nach welchen Regeln wird das dann aufgegeben? Selbst wenn Sie die Theorie erklären können, stoßen Sie spätestens dann an praktische Grenzen, wenn Sie sich in der Schweiz oder in einem internationalen Umfeld befinden oder beides. »Hallo, ich bin der Rolf«, sagte mein Chef-Chef zu mir, nachdem ich meinen Arbeitsvertrag unterschrieben hatte, eben jener Kommunikationschef, Konzernleitungsmitglied mit klimatisiertem Eckbüro. Okay. Rolf. Der Einzige, der konsequent bis zum Schluss beim Siezen blieb, war der Vorstandsvorsitzende, der meldete sich sogar am Telefon mit »Hier ist der Dr. Humer«. Aber er war ja auch Österreicher.

Rolf war einer der ersten Menschen, bei denen ich sprachlich an meine Grenzen kam. Dachte ich zumindest. Als enthusiastische junge Mitarbeiterin und vielleicht auch ermuntert durch die vermeintliche Distanzlosigkeit des Duzens brachte ich oft Verbesserungsvorschläge für kleine und große Missstände vor, die mir von außen kommend und mit gesundem Menschenverstand betrachtet – noch fehlte mir ja die

fachliche Qualifikation – aufgefallen waren. Seine Reaktion war bisweilen harzig (nicht zu verwechseln mit herzig), ein treffender Ausdruck für einen zähen Prozess des Sich-aufeinander-Zubewegens, aber im festen Glauben an die Macht der Kommunikation, die uns nicht zuletzt abteilungsmäßig einte, versah ich jeden neuen Vorstoß mit zunehmend wortreichen Erklärungen, wog Pro und Contra proaktiv ab, darauf bedacht, sämtlichen Gegenargumenten bereits im Vorfeld das Wasser abzugraben. Er musste eigentlich nur noch Ja sagen. Und Rolf? Der faltete seine gepflegten Hände auf dem Schreibtisch, beugte sich kaum merklich nach vorne und deutete mit leicht geöffnetem Mund ein Lächeln an. »Ha, Daniela«, sagte er dann. Ha. Es erschloss sich mir nicht, ob dahinter ein Ausrufezeichen oder ein Fragezeichen stand. Er bügelte alles mit gleichbleibender Freundlichkeit ab, ohne jemals Nein zu sagen. Und wenn sich mein jüngeres Ich lautstark bei den Kollegen beschwerte, der Chef-Chef verstehe mich einfach nicht, dann lächelten Marcus und Peter und sagten beschwichtigend: Der Rolf sei Zürcher. Als ob das alles erklärte.

Das Wort Gschdärm, also Gestärm, abgeleitet von »mit wehenden Fahnen und Pauken und Trompeten einfallen«, eine aus Schweizer Sicht sehr deutsche Art der Grenzüberschreitung, kannte ich damals noch nicht.

Was ich wohl kannte, war die Tatsache, dass Menschen besonders gerne in Gegensätzen denken. Die Neigung zum Dualismus scheint uns angeboren und muss wohl evolutionär sinnvoll sein, beginnend mit der Unterscheidung von »ich« und »du« und »mein« und »dein«. Abgrenzung und Zugehörigkeit dienen der Identitätsbildung. Wir. Ihr. Interessanterweise ist es mitunter eine Frage der Perspektive, zu welcher Gruppe man als zugehörig gesehen wird, und die gefühlte Gruppenzugehörigkeit kann sich schlagartig oder durch einen schleichenden Prozess ändern. Ein Beispiel den schwäbisch-badischen Dualismus betreffend: Von Geburt und

Herkunft bin ich Schwäbin, lebe aber schon deutlich länger in Baden, als ich je in Württemberg gelebt habe. Inzwischen ist so viel Badisches in mich diffundiert, dass ich die strukturelle Arroganz, mit der der dicke östliche Landesteil gerne über das schmale westliche Anhängsel hinweggeht, durchaus persönlich nehme. Die Schweizer hingegen halten sich mit derartigen Haarspaltereien nicht auf und bezeichnen alle, die aus dem »großen Kanton« nördlich ihrer Landesgrenze kommen, als »Schwobe«, also Schwaben. Auch die Badener. Unsichtbare Grenzen sind allgegenwärtig. Sie scheiden angeblich sich gegenseitig ausschließende Prinzipien voneinander, weil nichts so sehr vereint wie ein gemeinsamer Gegner. Herauszufinden, woran sich die Geister in Basel scheiden, dauert nicht besonders lange. Da gibt es den Dualismus von Basel und dem Rest der Eidgenossenschaft zum Beispiel – früher, so sagte man mir, sei auf dem Aeschenplatz ein Verkehrssignal gestanden, das zeigte nach Osten und darauf stand »Schweiz«. Dann hätten wir den Dualismus von Basel und Zürich. Oder den Dualismus von Basel-Stadt und Basel-Land. Oder der Dualismus von Großbasel und Kleinbasel. Oder den Dualismus von Roche und Novartis, den Nummern zwei und drei der umsatzstärksten Pharmaunternehmen der Welt. Je ähnlicher man sich ist, desto größer der Bedarf nach Abgrenzung.

Ich war also Grenzgängerin geworden, hatte die ideelle Grenze zwischen Elfenbeinturm und freier Wirtschaft überschritten und pendelte fortan werktäglich über die reale Landesgrenze hinweg nach Basel-Stadt, genau wie vielleicht zweitausend andere Freiburger auch. Es heißt, etwa jeder Sechste, der im Doppelkanton arbeitet, lebe entweder in Deutschland oder in Frankreich. Betrachtet man nur die Pharmabranche, ist Schätzungen zufolge jeder dritte Arbeitnehmer ein Grenzgänger. Eins, zwei, drei. Marcus, Peter, Daniela.

Das Verkehrsmittel meiner Wahl war der ICE, in nur vierzig Minuten zur Arbeit. Schnell, bequem, sicher. Je nach

Perspektive ein akzeptabler Arbeitsweg – da lachen die Berliner nur oder die Londoner oder Marty aus New York. Zugegeben, ein bisschen Schönrederei ist dabei. Von Haustür zu Haustür gerechnet, also vom Aufschließen des Fahrrads in der Garage über die Fahrt zum Bahnhof bei Wind und Wetter und im engen Rock mit Stöckelschuhen und der nervigen Parkplatzsuche – ja, auch Fahrradparkplätze können verdammt rar sein – und dem kurzen Fluch, weil man sich mal wieder an den nassen Reifen oder der öligen Kette beim Abschließen eingesaut hatte, und der langen Schlange beim Bäcker, in die man sich ungeduldig einreihete, um den dringend benötigten Kaffee zu bekommen, den man sich zu Hause verkniffen und lieber noch mal auf die Snooze-Taste des vor sechs Uhr klingelnden Weckers gedrückt hatte, und dem von Jahr zu Jahr schlimmer werdenden Gedränge, dem Hauen und Stechen um einen Sitzplatz um sieben Uhr morgens, bis zum strammen Spaziergang in die Grenzacherstraße, auch in Stöckelschuhen, so gerechnet also dauerte der Arbeitsweg dann doch über eine Stunde. Ein Weg. Wäre das Auto eine Alternative? Das muss man wohl mit einem entschiedenen »vielleicht« beantworten. Es gibt viele gute Gründe, sich gegen das Autopendeln zu entscheiden. Ganz sicher aber hätte ich dann heute ein paar Freunde weniger.

Aus einem Arbeitsplatz wird eine Arbeitsheimat, und je länger das geht, desto mehr schwächt sich der vordere Teil des Kompositums ab und das Heimatgefühl bleibt übrig, und das nehmen die Pendler jeden Abend mit in ihre Schlafgebiete. So ist in Freiburg eine sehr spezielle Art von Basler Diaspora entstanden, ein Kleinst-Basel an der Dreisam sozusagen, eine Minderheit fern ihres Arbeitszentrums, die von einer zuweilen traumatischen Wanderungsgeschichte geprägt ist. Und wie es sich für eine durch gemeinsame Werte (Schweizer Franken) und Ziele (Basel) und Traumata (Deutsche Bahn) verbundene Gemeinschaft gehört, haben sich zur Bewältigung der

täglichen Grenzüberschreitungen Übergangsriten herausgebildet.

Morgens etwa. Was Gelegenheitszugfahrer, die sich aus Versehen in der Früh aufs Gleis drei des Freiburger Hauptbahnhofs verirren, nicht wissen können: Es gibt Stammplätze und die Vorhersagegenauigkeit, wo der ICE zum vollständigen Halt kommen wird, ist Teil einer Geheimwissenschaft, die sich auf komplexe Berechnungen aus Wagenstandsanzeige, Einfahrtgeschwindigkeit und Abbremsvorgang gründet. Und auf lange Versuchsreihen. Wir sind ja nicht in Japan. Dort soll es Markierungen am Bahnsteig geben, die exakt anzeigen, wo sich die Türen eines Zuges befinden werden. Wir haben es aber mit der Deutschen Bahn zu tun. Nicht zuletzt deshalb haben sich unter den Basel-Pendlern Verhaltensweisen herausgebildet, die denen des Jagens im Rudel nicht unähnlich sind. In meinem Fall waren wir ein Team aus drei Löwinnen, deren erklärtes Ziel es war, ein Abteil zu erobern. Uli, Caro und ich positionierten uns stets in einer Linie, die durch geschicktes Verschieben garantierte, dass eine von uns die Erste an der Tür sein würde. Wenn nicht gerade Uhren- und Schmuckmesse in Basel war und die halbe Welt im Umkreis von siebzig Kilometern sämtliche UnterkunftsKapazitäten ausschöpfte und unverschämterweise den ICE ausreservierte, klappte das eigentlich immer. Meistens. Sehr oft. Das Abteil war unser temporäres Wohnzimmer, unser Konversationssalon, wir drei als harter Kern plus, je nach Verfügbarkeit von Plätzen, drei weitere Pendler in wechselnder Besetzung.

Oder am Abend. Uneingeweihte, die zwischen siebzehn und neunzehn Uhr von Basel mit dem Fernzug nach Norden reisen wollen, sollten bis Freiburg den Bistrowagen meiden. Ab Basel Schweizer Bundesbahnhof sind dort alle möglichen Sitz- und Stehplätze mit Jacken, Mänteln, Aktentaschen und Laptopprucksäcken für die erst am Badischen Bahnhof, dem zweiten Halt in Basel, zusteigenden Mitpendler blockiert. Auf

den beiden schmalen Tischen und dem einen runden Stehtisch warten vorbestellte alkoholische und nicht alkoholische Getränke. Pharmazeutinnen, Chemiker, Juristinnen, BWLer und geisteswissenschaftliche Management-Quereinsteigerinnen sowie medizinisches Fachpersonal versammeln sich hier zum allabendlichen Stelldichein, bei dem Branchengrenzen, Firmengrenzen, Abteilungsgrenzen und Hierarchien keine Rolle spielen. Unter Pendlern sind wir alle gleich. Es heißt, langjährige Paare würden kaum länger als zehn Minuten am Tag miteinander reden. Der Zug von Basel nach Freiburg fährt viermal so lang. Da erfährt man eine Menge voneinander. Von der Wiege bis zur Bahre gibt es nichts, was hier nicht zur Sprache kommen könnte.

Durch zwei Schwangerschaften wurde ich so begleitet. Angefangen von dem Tag, an dem ich von Bier auf Bionade umstieg und mir treffsicher sofort gratuliert wurde, bis kurz vor der Entbindung – in Basel ist man der durchaus richtigen Ansicht, dass eine Schwangerschaft keine Krankheit sei und man somit auch, wenn man das wolle, bis zum letzten Tag arbeiten könne. Von einer spektakulären Bistro-Geburt kann ich leider nicht berichten, die ist mir in den all den Jahren nicht begegnet, und ich habe auch noch nie davon gehört. »Leider«, meine ich aus rein erzählerischer Sicht. Wäre das nicht eine tolle Geschichte? Einsetzende Wehen, ist ein Arzt zur Stelle (selbstredend), Notarzteinsatz im Zug, das Kind wird getauft auf viele Namen, ein Grenzübergangsbaby, hier und da zu Hause, zweistaatig, zweisprachig. Es gab Zeiten, da wurden aus solchen Geschichten Gründungsmythen, die Vereinigung von Unter- und Oberägypten, so was in der Art, der Träger der gesamtalemannischen Doppelkrone. Egal.

Jedenfalls nimmt man im Bistrowagen regen Anteil aneinander, am Werden und Vergehen, verfolgt wachsende Bäuche und langwierige Projekte in allen tagtäglichen Einzelheiten, etwa einen Hausbau oder eine Renovierung, begleitet

fremden Nachwuchs vom Kindergarten bis zum Abitur. Und wenn es schon keine dramatischen Geburtsszenen gibt, romantische Geschichten ließen sich sehr wohl erzählen. Wie die von Matze und Natalie, die im Laufe der Jahre aus ihren ursprünglichen Beziehungen hinaus in eine große Liebe hineingependelt sind.

Dabei ist nicht alles schön und leicht. Es gibt auch Schicksalsschläge, Krankheiten, Todesfälle. Dann sagt man Ja und nickt und schweigt und stößt die Flaschen aneinander. Bewältigung von Übergängen. Und man verhandelt auch die kleinen Tode, bei denen niemand stirbt: Arbeitsplatzwechsel, Restrukturierungen, Kündigungen. Unfreiwillige und freiwillige.

Mein Abschied aus Basel nach dreizehn Jahren war freiwillig und hatte weder mit der Stadt noch mit dem Pendeln etwas zu tun. Nichtsdestotrotz wurde meine Entscheidung, den sicheren Job fürs unsichere Schreiben einzutauschen, im morgendlichen Waggonabteil und abendlichen Bistrowagen gesprächstherapeutisch eng begleitet bis hin zu konkreten Vorschlägen für potenzielle Romantitel (»Tagträume am Tuniberg«, »Gundelfinger Romanze«, »Die Liebenden vom Rheinknie«). Und bis heute kommen Uli, Caro und ich mindestens einmal im Jahr zu einer Art Alumni-Treffen zusammen, um gemeinsam die vergangenen und gegenwärtigen Absurditäten des Großkonzernlebens zu feiern. Ich erzähle dann manchmal was aus dem Literaturbetrieb, und wir lachen über so manche Parallele. »Ist fast wie bei uns«, sagt Caro. »Nur ohne Geld«, sage ich. Und dann reden wir mal wieder über unseren Plan, nach Interlaken zu fahren. Für uns drei vom Abteil ist Interlaken so was wie Panama für Janoschs kleinen Tiger und kleinen Bären. Oh, wie schön ist Interlaken! Denn dahin fuhr der Zug, den wir am Badischen Bahnhof wegen der Arbeit und wegen des Pflichtbewusstseins täglich verlassen mussten. Direkt nach Interlaken. Thunersee, Brienersee, Berner Oberland, Eiger, Mönch und Jungfrau. Eines Tages

bleiben wir einfach sitzen und fahren durch! Wir haben es nie gemacht, und ich glaube, wir werden es auch nicht mehr machen. Sonst hätten wir doch einen Sehnsuchtsort weniger.

Aus den im Bistrowagen entwickelten Roman-Vorschlägen ist auch nichts geworden. War vielleicht nicht ganz mein Genre. Dafür habe ich eine Realsatire über einen namenlosen Konzern in Basel geschrieben. Den durfte ich dann sogar bei der Pendler-Weihnachtsfeier vorstellen. Noch so ein Ritual der Basel-Diaspora, bei dem auch Ehemalige gern gesehen sind. Einmal Grenzpendler, immer Grenzpendler. Zwischen Hauptspeise und Dessert saß ich auf der Theke der Bar mit übereinandergeschlagenen Beinen und las vor, wie mein Held Harald Klein zu seinem ersten Arbeitstag fährt – mit dem ICE nach Basel.

Am Bahnhof standen bereits zahlreiche Reisende in kleinen, gedecktfarbigem Gruppen zusammen. Unter den Mänteln schauten Anzugbeine und blickdicht bestrumpfte Waden hervor. Ellbogen klemmten Zeitungen, Hände hielten Kaffeebecher. Als der Schnellzug einfuhr, flossen die Grenzgänger zu dichten Trauben zusammen, die sich hin- und herschiebend in Erwartung der Türen in Stellung brachten.

Ich las, wie Harald zum ersten Mal in der Kantine isst, wie er seinen Mitarbeiterausweis und ein Originalkunstwerk für sein Büro bekommt und einen Change-Management-Prozess durchläuft, der ihm genauso fremd und unheimlich vorkommt wie der Basler Morgenstrich – der wunderliche Fasnachtsauftritt um vier Uhr in der Früh ...

Und Uli, Caro, Matze und Natalie amüsierten sich köstlich. Behaupteten sie jedenfalls. Eine andere Mitpendlerin gestand mir später, sie habe das Buch nicht zu Ende lesen können, weil es sie derart in Zweifel an ihrer beruflichen Situation gestürzt hätte. Sie hat bald darauf gekündigt.

Gegen Ende des Romans steht Harald an der Nordseite des Basler Münsters unter dem großen Rosettenfenster, auf dessen äußerstem Kreis steinerne Figuren reiten. Im Uhrzeigersinn stürzen sie sich um drei Uhr entschlossen hinein ins Ungewisse, fallen haltlos bis sechs Uhr auf den tiefsten Tiefpunkt, das Jammertal, das sie durchwandern müssen. Aber wenn das erst hinter ihnen liegt, dann fassen sie neuen Mut, sammeln ihre Kräfte bis neun Uhr und steigen und steigen, um sich zu den höchsten Höhen aufzuschwingen. Vom Werden und Vergehen erzählt das Rad des Lebens. Vom Werden und Vergehen erzählen die Grenzgänger zwischen Basel und Freiburg.



Wünsch dir was

Man kann auf der gemauerten Umrandung sitzen. Oder auf einer Bank. Aber auf der Mauer sieht man besser, nicht nur hinüber ans andere Ufer, sondern auch bis zum Fuß der Pfalz, wo die Münsterfähre namens »Leu« ihre Bahn über den Rhein zieht. Dreht man sich ein bisschen nach links, bekommt man die Mittlere Brücke mit ihren mächtigen Steinpfeilern aufs Foto, im unscharfen Hintergrund verstellt die Novartis den Horizont. Dreht man sich zur rechten Seite, kommt die Wettsteinbrücke ins Bild, die Trams und Autos und Velos und Fußgänger von Kleinbasel nach Großbasel trägt und umgekehrt, dahinter verschwimmen zwei weiße Treppentempeltürme im trüben Winterhimmel. Roche. Das andere Pharma-Schwergewicht mit Sitz in Basel. Die Münsterpfalz ist der Balkon der Stadt. Hier thront der Mensch über den Dingen, hier gewinnt er Übersicht. Wer noch höher hinauswill, der muss einen Turm besteigen. Wäre Basel Rom, dann wäre der Münsterhügel wohl der Palatin. Nicht ohne Grund steckt dasselbe Wort in Pfalz und Palast, lateinisch *palatium*. Es gab Zeiten, da versuchte ein gewisser Piccolomini, Basel in Rom zu verwandeln. Mit Worten. »Basilea [...] aut Christianitas centrum aut ei proxima est.« (»Basel [...] ist der Mittelpunkt der Christenheit oder aber dem Mittelpunkt denkbar nahe«). Mit Worten kann man die schönsten Paläste errichten, die größten Luftschlösser bauen, und man kann einen Ort vom Tiber an den Rhein verlegen. Oder man kann Geschichte umschreiben, wie

und ihr Ohr liehen, die mit mir herumspazierten oder an einem Tisch saßen, die mit mir telefonierten oder mir schrieben, die mich mit Geschichten und Büchern überhäuften. Ich danke für alle Hinweise und Korrekturen (zum Beispiel, dass man keinesfalls Baseler und Züricher schreiben dürfe, sondern doch bitte auf die überflüssigen Vokale, die man ja auch nicht spreche, verzichten solle), die hoffentlich verhindern, dass die spitzfindigen Baslerinnen und Basler mich allzu sehr verzauen werden, falls sich doch noch etwas Ungerades findet. Auch wenn es nur aus Liebe geschähe.

Caroline Bruder, Katrin Eckert, Bettina Eichin, Thomas Gierl, Martin Hirsch, Christoph Keller, Pia Kuchenmüller, Carmen Lee, Helen Liebendörfer, Klaus Littmann, Ulrike Lopez, Enrico Luisoni, Christine Richard, Sybille Roter, Martina Rutschmann, Beat Schenk, Sonja Maria Schobinger, Lilian Senn, Dieter Wegmann, Hans-Peter Wessels, Markus Wüest, Matthias Zehnder.



© Anja Thölking

Daniela Engist, geboren 1971, ist Schriftstellerin und lebt in Freiburg. Sie schreibt Romane und Erzählungen. In einem vorigen Leben war sie Kommunikationsmanagerin und arbeitete dreizehn Jahre lang für multinationale Konzerne in Basel, eine Welt, die Eingang gefunden hat in ihren Debütroman *Kleins Große Sache*.



© Dr. Thomas Muth

Petra Schuppenhauer, geboren 1975, absolvierte eine Ausbildung zur Illustrationsdesignerin in Hamburg und ein Studium an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig sowie der Jan Matejko Academy of Fine Arts in Krakau. Sie lebt und arbeitet in Leipzig. Ihre Arbeiten finden sich in privaten und öffentlichen Sammlungen.

Hat Ihnen dieses Buch gefallen? Dann empfehlen Sie es bitte weiter. Mehr über den 8 grad verlag finden Sie auf www.8gradverlag.de und in unserem Newsletter.

1. Auflage 2024

© 2024, 8 grad verlag GmbH & Co. KG

Sonnhalde 73 | 79104 Freiburg

Alle Rechte vorbehalten

ORTE: 03

Umschlagmotiv und Illustrationen:

Petra Schuppenhauer, Leipzig

Layout und Satz: Julie August, Buenos Aires / München

Lektorat: Stephan Thomas, München

Korrektorat: Marion Voigt, Zirndorf

Gesetzt aus der Caslon und der Brown

Papier: Munken Print cream 90 g/m² 1,5-fach

Einbandmaterial: Peyprint honan 130 g/m²

Herstellung: folio · print & more, Zirndorf

Druck und Bindung: Steinmeier GmbH & Co. KG,

Deiningen

Printed in Germany

ISBN 978-3-910228-37-5

www.8gradverlag.de